

## Buchbesprechungen

---

Brandenberger, Anton: *Ausbruch aus der «Malthusianischen Falle». Versorgungslage und Wirtschaftsentwicklung im Staate Bern 1755–1797*. Bern etc.: Peter Lang, 2004 (Freiburger Studien zur frühen Neuzeit, Bd. 6). 544 S., ISBN 3-03910-217-6.

1770 zählte der Kanton Bern rund 200 000 Einwohner. 80 Jahre später waren es doppelt so viele. Diese spektakuläre Entwicklung, wie sie sich in diesem Zeitraum an vielen Orten in Europa vollzog, war für die Zeitgenossen nur schwer zu deuten. Thomas Malthus, der die Wechselwirkungen zwischen Demografie und Ökonomie als einer der Ersten in allgemein gültige Regeln zu fassen versuchte, formulierte 1798 eine Bevölkerungstheorie, die das Gegenteil von dem prognostizierte, was geschah. Der bloss arithmetisch steigenden Nahrungsmittelproduktion stellte Malthus eine tendenziell geometrisch wachsende Bevölkerung gegenüber. Die daraus hervorgehende Lücke wird mit Subsistenzkrisen geschlossen, welche die Sterblichkeit in die Höhe treiben und die Fruchtbarkeit beeinträchtigen.

Die pessimistische Populationstheorie von Malthus steht in Gegensatz zum erfolgreichen Entwicklungsgang, der just damals jahrhundertalte Wachstumsschranken durchbrach. Diese Diskrepanz nimmt Brandenberger in seiner Dissertation als Ausgangspunkt. Drei Leitfragen stehen im Zentrum: Wie stand es um die Versorgungslage Berns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts? Wie gelang es Bern, der «Malthusianischen Falle» zu entkommen? Welche langfristigen Implikationen hatte der eingeschlagene Weg? Brandenberger nimmt nicht in Anspruch, ein viel beschriebenes Kapitel völlig neu zu schreiben. Es geht ihm vielmehr darum, Perspektiven graduell zu verschieben und die Spurensuche situativ zu intensivieren. Neue Erkenntnisse verspricht er sich durch die Kombination dreier Faktoren. Erstens bezieht er das gesamte damalige Territorium des Staates Bern ein, das auch die Waadt und Teile des Aargaus umfasste. In dieser Hinsicht geht er über die Standardwerke von Christian Pfister hinaus, auf deren Befunde er sich sonst in vielerlei Hinsicht stützen kann, beschränkten sich diese doch auf das Gebiet des heutigen Kantons Bern in den Grenzen von 1980. Zweitens erschliesst er teilweise bisher nicht oder kaum berücksichtigte Archivquellen, wie die für seine Studie grundlegenden Akten der Kornkammer. Drittens setzt er ökonomische Theorien und statistisch-ökonomische Methoden ein und stellt sich damit explizit in die Tradition der angelsächsischen Wirtschaftsgeschichte. In Abgrenzung gegenüber der Sozialgeschichte und der neuen Kulturgeschichte positioniert sich Brandenberger in einer Wirtschafts- und Regionalgeschichte, die den interdisziplinären Diskurs mit der Ökonomie sucht, um die innere Logik des Wirtschaftswachstums erklären zu können, und gleichzeitig die Akteure in ihren Intentionen und Handlungen mit einzubeziehen versucht (Teil I).

Sein Analyseraster mit den Elementen Bevölkerungswachstum, Kapitalakkumulation, Bodenbewirtschaftung, Institutionenwandel und Zufallsschock gewinnt der Verfasser unter Beizug ökonomischer Modelle. Eingehend diskutiert er die unterschiedlichen Ansätze zur Analyse von Wirtschaftswachstum und hebt die zentrale Rolle der Innovationen hervor, die bei Malthus kaum berücksichtigt werden (Teil II). Ein Schlüsselbegriff Brandenbergers ist die agrarische Tragfähigkeit, die Aus-

kunft gibt über das Verhältnis zwischen Bevölkerungsgrösse einerseits und Nahungsspielraum, Technologieniveau, Gesellschaftsorganisation sowie Umwelt andererseits. Ausgehend von der systemtheoretischen Sicht, wonach Versorgungskrisen als Friktionen zwischen dem agrarischen und dem demografischen System zu verstehen sind, wirft er ein Schlaglicht auf das Kräftespiel der beiden Systeme. Dies geschieht äusserst differenziert. Den Kalorienverbrauch berechnet er in Abhängigkeit der Alters- und Geschlechterstruktur sowie der Zugehörigkeit zu Agrarzonen. Die zeitgenössischen Datenerhebungen werden auf der einen Seite als Innovation gewürdigt, auf der anderen Seite aber auch in ihren Unschärfen diskutiert. Als methodische Antwort darauf operiert er mit Worst-case- und Best-case-Szenarien. Neben dem dominanten Getreide, das 1774 knapp 60 Prozent des Kalorienbedarfs zu decken vermochte, zieht er auch die weiteren Kalorienspender Milch, Milchprodukte, Eier, Fleisch, Fisch, Kartoffeln, Gemüse, Obst und Beeren mit ein, wobei es sich aus Quellengründen bei vielen Posten um Schätzungen handelt (Teil III). Zwei der bei der Analyse der Tragfähigkeit noch ausstehende Bereiche kommen beim Zusammenspiel von Getreidemarkt und Wirtschaftsentwicklung zur Sprache: die Lagerung von Getreide und der grenzüberschreitende Getreidehandel. Das Anlegen von privaten Vorräten war weniger eine Folge von Investitionsentscheidungen, sondern Ausfluss eines Vorsorgesparens, möglicherweise auch eines «Zwangssparens», wenn bei überdurchschnittlichen Ernten nicht alles Getreide einen Käufer fand. Deutlich mehr als die Privatvorräte, die jeweils nur einige wenige Prozente der Gesamternte ausmachten, leisteten die Getreideimporte zur Versorgungslage der Berner Bevölkerung. Dabei befand sich Bern in einer vorteilhaften räumlichen Lage. Die Nachbarterritorien bildeten das Auffangbecken für Überschüsse, während im Gegenzug ein äusserer Territorialkranz (Elsass, Franche-Comté, Schwaben, Savoyen) als Reservoir diente, das man bei Unterversorgung anzapfen konnte. Aufgrund seiner Grösse und seiner vielfältigen regionalen Zusammensetzung verfügte der Staat Bern auch über einen Binnenmarkt, der eine autochthone Entwicklung ermöglichte und begünstigte; sie nahm Ende des 18. Jahrhunderts Gestalt an in Form einer agrarzentrierten Modernisierung (Teil IV).

In einem letzten Hauptteil wird das staatliche Krisenmanagement untersucht. Ausgehend von der Tatsache, dass die Höhe der Getreidepreise einen statistisch signifikanten Einfluss auf die Geburten- und Mortalitätsrate ausübte, war die Preisstabilisierung ein Ziel staatlicher Politik. Dies auch deshalb, weil mit dem paternalistischen Fürsorgeideal und der Herrschaftssicherung Werte und Ziele auf dem Spiel standen, die sich nicht in monetären Grössen ausdrücken liessen (moral economy). Der Staat kaufte Getreide, wenn es im Überfluss vorhanden war, und stiess es ab, wenn das Angebot knapp und die Preise hoch waren. In der Realisierung stellten sich verschiedene Schwierigkeiten, wie zum einen die regionale Heterogenität: Was der alpinen Zone entgegenkam, konnte den Bedürfnissen des Flachlandes zuwiderlaufen; was in der Waadt Sinn machte, musste dem deutschen Landesteil nicht zwingend förderlich sein. Zum anderen gab es Probleme, wenn das nähere Ausland Exportsperrn verhängte und das Getreide von weit entfernten Gebieten wie Sardinien, Sizilien oder gar Afrika importiert werden musste, was die Kosten für den Staat massiv erhöhte.

Ein zweiter Themenbereich betrifft den institutionellen und ökonomischen Wandel, wie er sich in Form der Agrarmodernisierung – für Brandenberger der Schlüssel zum Ausbruch aus der «Malthusianischen Falle» – sowie der zeitweiligen Liberalisierung der Getreidepolitik manifestierte. Eine entscheidende Rolle schreibt Bran-

denberger dabei der 1759 gegründeten Oekonomischen Gesellschaft Bern (OeG Bern) zu. Da die wichtigen Verwaltungsfunktionen letztlich nur einem kleinen Personenkreis, zu dem viele Mitglieder der OeG Bern gehörten, vorbehalten waren, verbreiteten sich die neuen Ideen quasi durch personelle «Unterwanderung». Von grosser Bedeutung war das kommunikative Potenzial der Berner Ökonomen, die Kontakte zu anderen aufgeklärten Magistraten, Wissenschaftlern und Literaten europaweit nutzten, um neue Ideen und Lösungen zu finden. Zudem profitierte man auf Regierungs- und Verwaltungsebene auch ganz direkt von der OeG Bern, die mit ihren personellen Verflechtungen ein Kommunikationsnetz über das Land legte, das die politische Handlungsfähigkeit deutlich erhöhte (Teil V).

Weniger als Kritik im Sinne von «was man auch noch hätte machen können», was angesichts der in dieser Dissertation verarbeiteten Materialfülle unangebracht wäre, sondern als Ausblick für anschliessende Forschungen soll auch ein Defizitbereich der Studie angedeutet werden. Trotz der Absichtserklärung des Verfassers werden die Handlungen und Intentionen der Akteure nur am Rand berücksichtigt. Hier könnte der stärkere Einbezug von Diskursquellen weiterführen, wie sie sich für das bernische Beispiel im Quellenkorpus der OeG Bern in grossem Umfang finden lassen. Gerade die Darstellung der Berner Ökonomen stützt sich jedoch grösstenteils nicht auf eigene Quellenarbeit, sondern auf die ältere Forschungsliteratur oder auf die Arbeit von Peter Rásony zu Agrarreformen im Kanton Zürich im 18. Jahrhundert aus dem Jahr 2000.

Insgesamt liefert Brandenberger sowohl für die bernische wie für die internationale Geschichtsforschung eine Fülle von differenzierten Befunden, Neubewertungen sowie Forschungsanregungen und setzt all dies in Bezug zu aktuellen Debatten in der ökonomischen Theorie. Damit ist Brandenberger ein ausserordentliches Werk gelungen, das mit der Breite seines interdisziplinären Zugangs und seiner stringenten Argumentation überzeugt.

*Martin Stuber*

**Bärtschi, Hans-Peter: Industriekultur im Kanton Bern. Unterwegs zu 333 Zeugen des produktiven Schaffens. Zürich: Rotpunktverlag, 2006. 278 S., ill. ISBN 3-85869-315-4.**

Der Winterthurer Architekturhistoriker Hans-Peter Bärtschi hat mit seinem Team seit 2001 die Informationsplattform für schützenswerte Industriekulturgüter der Schweiz (ISIS) aufgebaut, die in Form einer Inventar-Datenbank im Internet abrufbar ist ([www.industrie-kultur.ch](http://www.industrie-kultur.ch)). Die Schweizerische Gesellschaft für Technikgeschichte und Industriekultur und der Schweizer Heimatschutz unterstützten dieses Projekt massgeblich. Auf der Grundlage dieser Arbeit hat Bärtschi einen Reiseführer verfasst, der die Industriekultur im Kanton Bern erschliesst.

Das handliche Buch ist in acht Ausflugsrouten gegliedert, die je einen Kantonsteil umfassen. Sie thematisieren die Eisenverarbeitung im Berner Jura, die Uhrenindustrie in Biel, die Brücken in der Region Bern, Fabriken und Mühlen entlang der Emme sowie die Tourismusinfrastruktur und Wasserkraftwerke im Berner Oberland. Ein Einleitungstext und eine Übersichtskarte geben einen Überblick über die Routen. Ein weiteres Kapitel enthält thematisch gegliedert Einzelobjekte, die über den ganzen Kanton verteilt sind. Die Publikation stellt nicht nur Fabrikbauten vor, sondern auch Mühlen, Kanäle, historische Bahnen, Museen und weitere Bauten, die teilwei-

se bereits vor dem Industriezeitalter errichtet wurden. Die vorgestellten Objekte sind je in rund zehn Zeilen Text und mindestens einem Bild dargestellt. Diese Inventarporträts umfassen Adresse, geografische Koordinaten, Daten zur Geschichte und Informationen zur Zugänglichkeit. Die Publikation reiht sich in die Serie von schön gestalteten Wanderbüchern des Rotpunktverlages ein und lädt zum Blättern oder Nachschlagen ein. Die 333 Industriekulturbauten lassen sich sowohl zu Fuss, mit dem Fahrrad als auch mit öffentlichem Verkehr erkunden.

Als Reiseführer vermag die Publikation vollauf zu überzeugen. Das handliche Format, die Routenvorschläge und die knappen Informationen sind dabei Pluspunkte. Aus wissenschaftlicher Sicht weist das Buch einige Lücken auf. So sind die Kriterien der Objektauswahl teilweise inkonsequent. In der Region Bern sind einerseits sämtliche Brücken aufgeführt, inklusive der mittelalterlichen Neubrücke und Untertorbrücke. Etwas isoliert stehen auch der Bahnhof Ostermundigen und das Gebäude der Lehrwerkstätten an der Lorrainestrasse da. Andererseits fehlen wichtige Industriebauten (Ryff, Wander, Wifag, Zent, Dampfzentrale) und Fabriken in der Matte. Ausserdem sind in der Bibliografie die Standardwerke, welche den Stand der historischen Forschung zur Industriegeschichte im Kanton Bern wiedergeben, nicht aufgeführt. Trotzdem zeigt der Führer, dass selbst im nicht sehr dicht industrialisierten Kanton Bern zahlreiche spannende Ausflugsziele existieren.

*Christian Lüthi*

**Bähler, Anna et al.: Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli, 2003. 417 S., ill. ISBN 3-7272-1271-3.**

1798 beschränkte sich das Stadtgebiet Berns noch auf den Raum in der Aareschlaufe; die Heiliggeistkirche und das Burgerspital markierten die westliche Grenze. In den 1830er-Jahren wurden die Schanzen abgebrochen, die Gräben zugeschüttet und einige Gebäude errichtet. Aber erst der Bau des Bahnhofes 1857 gab den Anstoss zur Stadtentwicklung: In den 1860er-Jahren entstanden die Arbeiterquartiere Lorraine und Länggasse und Ende des 19. Jahrhunderts das elegante Kirchenfeldquartier sowie neue Hochbrücken. Die Expansion setzte sich bis weit ins 20. Jahrhundert fort, und die Berner Agglomeration reicht heute weit über die Gemeindegrenzen gegen Ostermundigen, Muri und Köniz hinaus. Fünf Autorinnen und Autoren präsentieren in einem schönen und umfangreichen Band diese Geschichte, die in den Karten von 1854 und 1998 auf den Vorsatzblättern komprimiert sichtbar wird.

Anna Bähler interessiert sich ausser für die Stadtentwicklung für den Wohnungsbau und die Sanierung von Elendsquartieren, die Versorgungsnetze (Wasser, Gas, Strom) und die Verkehrsplanung. Christian Lüthi gibt einen Überblick über die bernische Wirtschaft, das traditionelle Handwerk, Fabriken (bekannte Namen wie Wander und unbekanntes wie Swan Unterwäsche) und Dienstleistungen. Emil Erne erinnert an die politischen Kämpfe und an die Veränderungen, die von der Abtrennung von Stadt und Kanton 1803 zu den Wahlen von 1993 führen. Damals gelangten vier Frauen in die Stadtregierung, in der sie die Mehrheit übernahmen. Robert Barth beschreibt die kulturelle Vielfalt und betont die Pionierrolle Berns im Sport. Anna Bähler und Christian Lüthi verfassten zusammen das wichtige Kapitel zur Gesellschaft. Susanna Bühler behandelt die Bundesstadt und deren internationale

Rolle. Den Schluss machen Robert Barth und Christian Lüthi mit dem Kapitel «Regierungssitz, aber nicht Hauptstadt». Diese sieben Kapitel sind ergänzt durch sehr umfangreiche und wertvolle Anhänge: Bevölkerungszahlen, Daten zum politischen System, Wahlergebnisse, Mitglieder der Exekutive, Chronologie, Historiografie, Bibliografie (S. 371–400) sowie Register der Namen, Orte und Sachbegriffe.

Der Band ist auch ausführlich illustriert: Plakate, Postkarten, Druckgrafiken und Fotografien lassen die Leser den Schweinemarkt auf dem Waisenhausplatz (abgehalten bis 1967) oder die Tanztage entdecken. Die Seiten 86 und 87 scheinen mir besonders anschaulich, wenn man sich für die Wirtschaft und den Lebensstil der letzten 50 Jahre interessiert: Zwei Karten zählen 1950 und 2000 die Lebensmittelgeschäfte im Nordquartier der Stadt auf. Sechs Filialen von Grossverteilern und einige Spezialgeschäfte haben im Quartier den Platz von Dutzenden Milchläden, Metzgereien, Bäckereien und weiteren Lebensmittelgeschäften übernommen. Es würde sich lohnen, diese Arbeit in anderen Orten zu wiederholen. Die Veränderungen springen wirklich ins Auge dank dieser verdienstvollen Arbeit. Aber auch andere Illustrationen sind sehr bereichernd, und die detaillierten Bildlegenden erlauben auch Nicht-Eingeweihten, die zentralen Punkte zu erkennen.

Das Werk steht unter dem Patronat verschiedener Kulturinstitutionen (Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, Stadtarchiv, Historischer Verein des Kantons Bern) und wurde finanziell von der Stadt sowie zahlreichen Firmen und Vereinen unterstützt. Der Band ist eine Ehre für diese Trägerschaft und es ist zu wünschen, dass auch andere Schweizer Städte dem Berner Beispiel folgen werden.

*Lucienne Hubler*

*Diese Besprechung erschien zuerst auf Französisch in der «Revue historique vaudoise», 112 (2004), 223.*

**Marti, Mario: Bern einst und heute. Olten: Weltbild Verlag, 2005. 156 S., ill. ISBN 3-03812-1333-9.**

**Keller, Jon; Spiess, Ruedi: Thun gestern und heute. Ein Rundgang mit historischen Aufnahmen und den aktuellen, korrespondierenden Fotografien, im Frühjahr 2005 aufgenommen. Dokumentation einer Sonderausstellung im Schlossmuseum Thun. Thun: Schlossmuseum Thun, 2005. 130 S. ill.**

Im letzten Jahr erschienen zu den Städten Thun und Bern Bildbände, die sich beide auf gleiche Weise mit Veränderungen im Stadtbild befassen: Historische Fotografien eines Gebäudes, eines Strassenzugs oder eines Quartiers stehen zum Vergleich neben Neuaufnahmen aus möglichst gleichem Blickwinkel.

Mario Martis Publikation beginnt mit Aufnahmen der Altstadt von Bern, die jedoch nur einen Drittel des Buches einnehmen. Die restlichen Seiten zeigen Fotografien der Aussenquartiere bis hin zum Zehendermätteli und zum Gurten. Eine Doppelseite nimmt sich jeweils eines Standorts an. Auf der linken Seite beschreibt ein kurzer, informativer Text die historische Entwicklung, manchmal ergänzt durch eine blass gedruckte historische Aufnahme. Auf der rechten Seite befinden sich die zwei zu vergleichenden Fotografien – oben die schwarz-weiße historische, unten die aktuelle, farbige Aufnahme. Leider wirkt die Buchgestaltung mit den gräulich

gefärbten Seiten, den kursiv gedruckten Überschriften und den Fotografien im Postkartenformat mit rund abgeschnittenen Ecken leicht antiquiert.

Die Thuner Publikation ist moderner gestaltet, doch sie beschränkt sich fast ausschliesslich auf Fotografien der Innenstadt. Die Autoren blenden die im 20. Jahrhundert rasante Entwicklung der Aussenquartiere völlig aus. Die Kommentare zu den Standorten sind meist den historischen Fotografien zugeordnet, obwohl sie auch Informationen zu den entsprechenden aktuellen Aufnahmen enthalten. Sie sind zur Freude der Historikerin mit genau recherchierten Jahreszahlen versehen, doch leider so kurz und deskriptiv gehalten, dass kein Platz für Erklärungen zur Stadtentwicklung übrig bleibt.

Das Konzept der vergleichenden Fotografien ist attraktiv, kann aber auch zu unreflektierter Vergangenheitsromantisierung verleiten. Selbst in den zwei hier besprochenen Büchern schimmert gelegentlich die Haltung «Früher war es doch besser» durch. Die modernen Fotografien sind uns heute vertraut, die historischen Aufnahmen wirken eher exotisch, da sie die Stadt in einem ungewohnten Zustand wiedergeben und Menschen zeigen, die ganz anders als heute gekleidet sind.

In beiden Büchern sind die Standorte der Neuaufnahmen sehr sorgfältig ausgewählt worden – meist entsprechen sie ziemlich präzise denjenigen der historischen Bilder. Dies zeigt den Wandel der Städte bildlich auf und ermöglicht der Leserin und dem Leser einen genauen Vergleich und damit zugleich eine vergnügliche Zeitreise.

*Anna Bähler*

**Marti, Markus: 600 Jahre Zytglogge Bern. Eine kleine Chronik der Zeitmessung. Bern: Stämpfli Verlag, 2005. 44 S., ill. ISBN 3-7272-1180-6.**

Die Stadt Bern feierte 2005 drei wichtige Ereignisse: die Eröffnung des Zentrums Paul Klee und des neuen Fussballstadions sowie die Entdeckung der Relativitätstheorie durch Albert Einstein 1905. Dabei ging fast vergessen, dass im letzten Jahr auch der 600. Geburtstag eines (touristischen) Wahrzeichens der Stadt Bern gefeiert werden konnte: des Zytglogge.

Dass der Zeitglockenturm aber mehr ist als ein beliebtes Fotosujet und ein Treffpunkt in der Altstadt, zeigt der Autor auf gut 40 Seiten. Markus Marti hat dem Zytglogge ein kleines, recht ansprechend gestaltetes Bändchen gewidmet.

Die erste Hälfte ist der historischen Entwicklung der Zeitmessung gewidmet. Die Lesenden erfahren beispielsweise, dass die ersten Tageseinteilungen noch aus drei bis vier Einheiten bestanden, bezeichnet nach Mahlzeiten oder Tätigkeiten. Die Nacht hingegen wurde nur im militärischen Wachdienst in Abschnitte unterteilt, nicht aber im allgemeinen Leben. Leider bleibt Marti hier sehr knapp; sicher ist seine Darstellung stringent und faktisch richtig, aber etwas tiefer gehende Ausführungen hätten dem Lesegenuss keinen Abbruch getan, im Gegenteil. Diese Kritik muss für das ganze Bändchen gelten. Der Text ist sehr angenehm zu lesen, aber gerne würden wir etwas mehr Informationen erhalten. So gesehen ist das Konzept nicht gelungen, wenn wir uns mit dem Anspruch des interessierten und auch anspruchsvollen Lesers an die Lektüre machen.

Es ist nicht ganz verständlich, warum sich der Autor nicht auf den Zytglogge als Turm und Uhr und deren Geschichte konzentriert. Diese Themen allein geben genug Stoff, um die knapp 50 Seiten des kleinen Bändchens zu füllen. Sicher sind die kur-



zen Ausführungen zur Zeitrechnung interessant, aber gerne hätte ich entsprechend mehr über den Zytglogge erfahren. Denn es ist erfreulich, dass Marti sich nicht allein auf das spektakuläre Uhrwerk, das Figurenkarussell und das Zifferblatt beschränkt, sondern beispielsweise auch erwähnt, dass der Zytglogge im 17. Jahrhundert in einem Zusammenhang mit den drei anderen öffentlichen Uhren in der Stadt Bern stand. Die Glocke war Verkünderin der Zeit, denn die damalige Bewohnerschaft der Stadt orientierte sich an den akustischen Zeitangaben, also an Glockenschlägen: «Beiläufig konnte man die Stunden ablesen, (...) bezweckt war aber vor allem die Verbreitung des akustischen Signals durch die Glocke.»

Der Textteil über den Zytglogge und dessen Geschichte ist mit einigen Bildern aufs Beste illustriert.

So bleibt am Ende etwas Enttäuschung zurück: Der sprachlich angenehm zu lesende Text weckt Erwartungen nach mehr Inhalt, die aber nicht erfüllt werden.

*Bettina von Greyerz*

**Baldinger Fuchs, Astrid et al.: Brugg erleben. Bd. 1: Schlaglichter auf die Brugger Geschichte, Bd. 2: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Wandel. Baden: hier+jetzt, 2005. 752 S. (2 Bd.), ill. ISBN 3-03919-007-5.**

Ein Postulat im Stadtparlament von Brugg lancierte im Jahr 2000 die Vorarbeiten für eine Brugger Stadtgeschichte. Sechs Historikerinnen und Historiker erhielten anschliessend den Auftrag, eine Synthese der lokalen Geschichte mit Schwerpunkt in der Neuzeit (17.–20. Jahrhundert) vorzulegen. Unterstützt von einer zweiköpfigen Steuergruppe verfasste das Autorenteam ein zweibändiges Werk, das auf einem ambitionierten Konzept basiert. Der 470 Seiten umfassende zweite Band legt das Grundgerüst der Brugger Geschichte. In fünf Kapiteln geben Astrid Baldinger Fuchs, Max Banholzer, Max Baumann, Felix Müller, Silvia Siegenthaler und Andreas Steigmeier einen Überblick zu fünf Themenbereichen: Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Verkehr/Siedlungsentwicklung/Infrastruktur sowie Religion/Kirche. Die Kapitel sind chronologisch aufgebaut und enthalten weitere Unterthemen. Einzelne Abschnitte setzen im Mittelalter ein und führen ins 20. Jahrhundert, die Schwerpunkte liegen jedoch in der Neuzeit. Dieser Band ist relativ textlastig, enthält aber dennoch Bilder, Grafiken und Tabellen, welche den Text illustrieren.

Mit dem Inhalt von Band 1 verfolgt die Publikation einen ungewöhnlichen, aber interessanten Ansatz. Er enthält zehn Schlaglichter, die einzelne Aspekte der Brugger Geschichte vertiefen und sich von der Römerzeit bis in die Gegenwart erstrecken. Mit der Platzierung in Band 1 erhalten diese Themen mehr Gewicht als bei anderen Orts- und Kantongeschichten, welche thematische Exkurse meist an den Schluss gestellt haben (ein Beispiel dafür ist die Publikation «Basel, Geschichte einer städtischen Gesellschaft» von 2001). Überall dort, wo inhaltliche Querbezüge zwischen den beiden Bänden bestehen, findet man in der Randspalte Seitenzahlen, die als eine Art gedruckte Hyperlinks gedacht sind. Bei einer Publikation im Internet könnte man in diesen Fällen mit einem Mausklick zur verlinkten Textstelle springen.

In der Zeit unter bernischer Herrschaft (1415–1798) war Brugg der östliche Eckposten Berns im Mittelland. Diese Epoche nimmt einen grösseren Teil der Publikation ein. Dies gilt für Band 2 und besonders für Band 1, den Max Baumann und

Andreas Steigmeier verfassten. Im Kapitel «Prophetenstadt» zeigen sie, dass viele Brugger Bürgeröhne nach dem Besuch der Schulen der Landstadt ein Theologiestudium in Bern absolvierten. Brugg war in der frühen Neuzeit ein wichtiges Reservoir für den theologischen Nachwuchs der Berner Staatskirche. Das Kapitel «Frauenstadt» berichtet von den Lebensumständen unterschiedlicher Bruggerinnen; der Alltag und die Biografien von Wirtinnen, Metzgersfrauen, Dienstmägden und der Gattin eines Schultheissen im 18. Jahrhundert werden darin lebendig dargestellt. Im Abschnitt «Patrizierstadt» erklären und illustrieren die Autoren die Regierungs- und Machtmechanismen im Brugg des Ancien Régime. Das Kapitel «Revolutionsstadt» schildert anschaulich, welche Akteure sich Ende des 18. Jahrhunderts und besonders beim Umsturz 1798 auf der politisch-gesellschaftlichen Bühne gegenüberstanden. Erfolgreiche Gewerbetreibende, die nicht den regierenden Familien angehörten, sympathisierten mit den Postulaten der Französischen Revolution. Dieser Gruppe gehörten aber auch junge aufstrebende Bürger an, die von den Ideen der Aufklärung überzeugt waren. Unter ihnen befand sich der Sohn des Brugger Schultheissen.

Weitere Themen des ersten Bandes sind die römischen Gräberfelder, die Stadtbefestigung aus der Zeit der habsburgischen Herrschaft vor 1415, die Brugger Mordnacht 1444, die Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert, die Industrialisierung sowie Visionen des 20. Jahrhunderts. So präsentierte ein Ingenieurbüro vor dem Ersten Weltkrieg die Idee, einen Grosshafen in einer Aare-Au bei Brugg zu bauen, der Rotterdam mit dem Schweizer Mittelland verbinden sollte. Zwischen 1930 und 1950 setzte sich die Gemeinde Brugg aktiv für dieses Projekt ein. Danach beendeten der Landschaftsschutz und der Strassenbau diese Vision, so dass nie 100 Meter lange Flusskähne in Brugg anlegten.

Die Autorinnen und Autoren haben eine professionell recherchierte und gut geschriebene Stadtgeschichte verfasst, die inhaltlich sehr viel Substanz bietet. Sie steht in einer langen Reihe von Ortsgeschichtsprojekten, welche Aargauer Kleinstädte mit beträchtlichem finanziellem Aufwand an akademisch ausgebildete Historikerinnen und Historiker in Auftrag gaben.

*Christian Lüthi*

**Bäriswyl-Schweingruber, Ursula et al.: Rüeggisberg. Geschichte und Gegenwart unserer Gemeinde. Hrsg. im Auftrag des Gemeinderates Rüeggisberg. Rüeggisberg: Gemeindeverwaltung Rüeggisberg, 2005. 200 S., ill. ISBN 3-033-00524-1.**

In handlichem, ansprechendem Querformat präsentiert uns eine Arbeitsgruppe von Rüeggisbergern unter der Leitung von Fritz Guggisberg eine reich bebilderte Gemeindemonografie von 200 Seiten. Der Bogen ist weit gespannt: Lebensraum, Geschichte, Wirtschaft, Soziales, Kultur und Gesellschaft werden behandelt. Rüeggisberg gehört zu den typischen Auswanderergemeinden des Kantons, so dass heute unter den rund 10000 in Rüeggisberg Heimatberechtigten 8000 nicht in der Gemeinde wohnen. Ihnen wird das Buch besonders willkommen sein als Botschaft aus der Heimat. Der Gemeinderat bezeichnet das Buch auch explizit als «Heimatbuch».

Das Werk ist geschickt angelegt: Die Autorinnen und Autoren verzichten glücklicherweise auf Vollständigkeit und ersparen der Leserschaft den Gang durch die ganze Geschichte zugunsten einer guten Auswahl von Themen: Besiedlung, Kirche, Kloster und die Entstehung der Einwohnergemeinde.



Ebenso wird im Bereich der Wirtschaft verfahren. Exemplarisch werden die Landwirtschaft, die Bütschelegg-Genossenschaft, die Landwirtschaftliche Genossenschaft, der Gewerbeverein, die Ersparniskasse und das Postwesen dargestellt. Hervorgehoben sei die bemerkenswerte Geschichte der Ersparniskasse Rüeggisberg. Gründer war Rudolf Trachsel (1804–1894), der Tierarzt, Unterstatthalter, Grossrat von 1836 bis 1886, Gemeindepräsident, Friedensrichter und Kirchgemeindepräsident war. Er wurde inspiriert durch die Pioniergründung der Amtersparniskasse Schwarzenburg von 1825. Die Rüeggisberger Kasse folgte 1836. Die Gemeinnützigen Gesellschaften und die liberalen Regierungen nach 1830 förderten die Gründung von ländlichen Bankinstituten, wo Tagelöhner, Dienstboten und Kleinbauern ihre Sparbatzen sicher anlegen konnten. Die Rüeggisberger Kasse ist bis heute als Genossenschaft organisiert. Zwei Bankverwalter prägten ihre Geschichte: Gottfried Tschirren von 1891 bis 1939 und Hans Reusser von 1939 bis 1985.

Die Gemeinde erstreckt sich vom Längenberg bis hinunter ans Schwarzwasser. Das Kapitel über das Postwesen zeigt sehr anschaulich die Wichtigkeit von Verkehrsverbindungen. In Helgisried, Rüeggisberg, Oberbütschel, Vorder- und Hinterfultigen stehen Schulhäuser. Die Gemeinde hatte immer einen grossen Teil ihrer Ausgaben für die Volksschule zu tätigen. Heute erschweren die geografische Situation und der Rückgang der Schülerzahlen die Schulorganisation. Das ist eine Stärke des Rüeggisberg-Buches: die historische Betrachtung wird immer ergänzt durch einen Blick auf die Gegenwart. Es ist schade, dass die Verfasser «bewusst» auf Literaturangaben und Bildnachweise verzichten; denn Anmerkungen machen ein Buch keineswegs schlecht lesbar!

*Christoph Zürcher*

**Reeg, Andreas: Knechte und Mägde. Das Dienstbotenheim Oeschberg. Bern: Benteli Verlag, 2006. 114 S., ill. ISBN 3-7165-1433-0.**

In Oeschberg bei Koppigen im Kanton Bern feiert ein Altersheim sein 100-jähriges Bestehen. Es handelt sich dabei aber nicht um ein normales Altersheim, sondern um eine Institution, in der Knechte und Mägde nach arbeits- und meist auch entbeh-rungsreichen Leben ihren Lebensabend verbringen.

Bilder machen den überwiegenden Teil des Bandes aus: Fotos, die Andreas Reeg während mehrerer Jahre in Oeschberg realisiert hat. Auffallend ist – und beim ersten Betrachten vielleicht irritierend –, dass die Aufnahmen ganz ohne Kommentar oder Text daherkommen. Aber sie wirken auch ohne Bildlegenden. Diese sind ganz am Schluss des Buches zu finden.

Bereits beim ersten Durchblättern wird rasch klar, was das Spezielle an diesem Altersheim ist: Die Bewohner arbeiten und sind weiterhin in der Landwirtschaft oder im Haushalt aktiv. Sie tun eben genau das, was sie den grössten Teil ihres Lebens gemacht haben: «wärche». Der grosse Unterschied ist aber, dass sie nun den Umfang dieser Arbeit ganz selber bestimmen können. Oder wie Walter Däpp in seinem Vorwort schreibt: «Sie dürfen weiterhin die Kühe melken, (...) sie dürfen – aber sie müssen nicht.» Das Vorwort ist sehr liebevoll und weckt viel Sympathien für diese Männer und Frauen, die in ihrem Leben zum Teil viel Leid und Entbehrung erleben mussten.

Die Bilder von Andreas Reeg sprechen ohne unmittelbare Bildlegenden für sich und zeigen genau das, was Däpp in seinem Text beschreibt: Sie zeigen die starken

Seiten dieser Menschen, ohne aber zu beschönigen. Viele der Bewohner in Oeschberg sind körperlich gezeichnet von ihrem harten Arbeitsleben, das sie nun im Dienstbotenheim ohne äusseren Zwang weiterleben können.

Den Abschluss bildet ein knapper Text über die 100 Jahre Geschichte des Dienstbotenheims Oeschberg. Der Autor Beat Schori stützt sich dabei vor allem auf Protokolle der Heimkommission, Jubiläumsberichte und weitere Quellen des Oekonomischen und gemeinnützigen Vereins des Amtes Burgdorf.

Das Jubiläumsbuch ist ein einfaches Dokument, das bei genauerem Betrachten berührt und einen Blick in eine uns unbekanntere Welt gewährt, die wir nicht so schnell vergessen.

*Bettina von Greyerz*

**Leimgruber, Yvonne: In pädagogischer Mission. Die Pädagogin Rosette Niederer-Kasthofer (1779–1857) und ihr Wirken für ein «frauengerechtes» Leben in Familie und Gesellschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2006 (Studien zur historisch-systematischen Erziehungswissenschaft). 337 S. ISBN 3-7815-1438-2.**

Die Leichtigkeit des Seins war der bedeutendsten pädagogischen Mitarbeiterin Pestalozzis, Rosette Niederer-Kasthofer (1779–1857), nicht beschieden. In Yvonne Leimgrubers Studie zu diesem Frauenleben und -wirken kommen Worte wie Begeisterung und Glück kaum vor, umso mehr Ausdrücke wie Leid, Schmerz, Enttäuschung, Scheitern, Unzufriedenheit und Belastung. Bedrückend war das Verhältnis der Eltern Kasthofer, schwer litt Rosette an ihrer unglücklichen Liebe, problematisch war die Beziehung zu ihrem kurzfristig und überraschend geheirateten Ehemann. Psychisch schwer erschütterte sie der totale Bruch mit ihrem Mentor und Übervater Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827). Dieser berühmte Pädagoge hatte ihr 1809 die Leitung des Mädcheninstituts in Yverdon übertragen und 1813 das Institut geschenkt. Damit war Rosette Niederer-Kasthofer – wie sie es sich wünschte – eine für ihre Zeit selten unabhängige, ökonomisch eigenständige und freie Frau. In ihrer pädagogischen Tätigkeit, die sie «zur Seligkeit führen» sollte, verschrieb sich die kinderlose Rosette Niederer-Kasthofer der Selbstkontrolle, der Aufopferung und Pflichterfüllung für «fremdes Wohl»: «Ich muss mich selbst ganz vergessen, um meiner Bestimmung zu leben. Sie ist's, die mich erhebt und mir das Leben heilig macht.» Niederer-Kasthofer, die als erste Schweizerin zu weiblicher Erziehung und Bildung publizierte, war zeitlebens in gestrenger pädagogischer Mission unterwegs. Sie bot den Mädchen eine ungewohnt hoch stehende allgemeine Bildung und eine institutionell verankerte Berufsbildung zur Lehrerin. Vielfältig aber waren die Schwierigkeiten ihrer Mädchenschule, die sie nach dem Niedergang nach Genf verlegte. Auch nach dem Tod ihres Mannes und der Übergabe ihres Instituts an Jüngere konnte sie sich keines späten Glücks mit dem ehemals geliebten Freund und keines ruhigen Lebens erfreuen. Sie nahm sich der «zum Erdrücken angehäuften Papiere» ihres Gatten und ihres Mentors Pestalozzi an.

Bei Yvonne Leimgrubers Studie handelt es sich um eine Dissertation mit all den Vor- und Nachteilen dieses Genres. Mit zusammenfassenden Fazits, der erklärenden Einbettung in den bildungspolitischen und gesellschaftlichen Zusammenhang sowie in die breiten Netzwerke und die Publizistik Niederer-Kasthofers gibt sie eine gute Würdigung des Wirkens Rosette Niederer-Kasthofers «für ein frauengerechtes Leben in Familie und Gesellschaft». Eine thesenförmige Wertung und Einordnung

dieser Pestalozzianerin hat Leimgruber bereits in der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde», Heft 4-2005, S. 59/60 publiziert.

*Franziska Rogger*

**Rohr, Adolf: Philipp Albert Stapfer. Minister der Helvetischen Republik und Gesandter der Schweiz in Paris 1798–1803. Baden: hier+jetzt, 2005 (Beiträge zur Aargauer Geschichte, Bd. 13). 463 S., ill. ISBN 3-03919-000-8.**

Adolf Rohr zeichnet im zweiten Teil seiner Stapfer-Biografie das Bild eines pflichtbewussten, von der Sorge um die Schweiz getragenen Staatsmannes, der sich bis zuletzt für das schier Unmögliche einsetzte: eine autonome Neuordnung und Identitätsfindung der Helvetischen Republik, orientiert an den aufklärerischen Idealen einer gebildeten sozialen Elite.

Im ersten Band der Biografie untersuchte Rohr Stapfers Werdegang als Geistlicher und Professor am Berner Politischen Institut sowie seine Entwicklung zu einem überzeugten Anhänger der kantischen Philosophie. Der zweite Teil setzt mit dem Umbruch von 1798 ein, als Stapfer seine Lehrtätigkeit aufgab und in den Dienst der Helvetischen Republik trat. Als Schlusspunkt steht das Ende seiner Gesandtschaft 1803 und sein Rückzug aus der Politik im Alter von 38 Jahren.

Der Autor wählt bei der Beschreibung dieser fünfjährigen Tätigkeit eine chronologische Gliederung, die er gemäss Stapfers Funktionen in zwei Hauptabschnitte unterteilt. Im Anhang sind zentrale (bildungs-)politische Texte Stapfers aufgeführt. Eine biografische Zeittafel sowie ein Personen- und Ortsregister ergänzen diese Zusatzinformationen. Fundament von Rohrs Ausführungen sind die umfassenden – und zu weiten Teilen auf Französisch verfassten – Selbstzeugnisse Stapfers zu seiner politischen Tätigkeit. Wegen der spärlichen Quellen geht er nur am Rande auf Stapfers Privatsphäre ein.

Mit knapp 32 Jahren wurde Stapfer im Juni 1798 zum «Minister der Wissenschaften und Künste, der öffentlichen Gebäude, Brücken und Strassen» ernannt. In Organisationsplänen für sein Ministerium hielt er die Grundlinien seiner Kultur- und Bildungspolitik programmatisch fest. Als umfassendes Erziehungswerk verstanden, strebte er unter Einbezug verschiedener Institutionen eine Nationalkultur und die Förderung eines schweizerischen Nationalbewusstseins (*esprit public*) an. Sie waren als Grundlage einer nationalen Unabhängigkeit gedacht.

Im Zentrum dieser Anstrengungen stand der Aufbau einer öffentlichen staatlichen Volksschule. Hierfür war er auf die Mitarbeit der Geistlichkeit, als traditioneller Trägerin des Bildungswesens, angewiesen und geriet deswegen in ein Dilemma: Die helvetische Verfassung schrieb einen religionslosen Staat fest, schloss die Geistlichen von den politischen Rechten aus und entzog ihnen mit der Aufhebung des Zehnten ihre Existenzgrundlage. Stapfer suchte ihr Misstrauen gegenüber dem neuen Staat zu überwinden und warb teilweise erfolgreich für ihre Mitarbeit. Von seinen zukunftsweisenden Schulplänen konnte Stapfer lediglich die Einsetzung kantonaler Erziehungsräte realisieren, eine langfristig wirksame Massnahme zur Hebung des Bildungsniveaus.

Unter Einbezug der Presse und von kulturellen Institutionen sowie künstlerischen Beiträgen wollte Stapfer eine Nationalkultur aufbauen. Eine von Pestalozzi redigierte Regierungszeitung musste aber mangels Nachfrage bald eingestellt werden.

Andere Projekte wie eine Archivstelle, eine Nationalbibliothek und eine Kunstakademie kamen nicht über die Planungsphase hinaus. Hingegen entwickelten sich aus alten Traditionen heraus Nationalfeste, die für die Festkultur des 19. Jahrhunderts wegweisend wurden.

Stapfers Vermittlungsbemühungen zwischen säkularer Staatlichkeit und Geistlichkeit waren aufgrund der Umstände nur bedingt erfolgreich. Seine intellektuelle Auseinandersetzung mit moralphilosophischen Fragen wurde als Gefahr für die Religion begriffen. So bezichtigten ihn Berner kirchliche Kreise um seinen früheren Freund und Lehrer, Dekan Johann Samuel Ith, der Zerstörung des Christentums. Tief verletzt, innerlich zerrieben und gesundheitlich stark angeschlagen reiste er im Sommer 1800 mit seiner Familie für einen Erholungsurlaub nach Paris.

Mit dem zweiten Staatsstreich vom August 1800 gewannen seine gemässigt-republikanischen Gesinnungsfreunde die Oberhand und übertrugen ihm diplomatische Aufgaben. Seine Kommunikationsbegabung, Gesprächsbereitschaft und gesellschaftliche Gewandtheit waren für diese schwierige Interessenvertretung von Vorteil. Zudem erschloss sich ihm über die Familie seiner Frau Marie-Madeleine-Pierrette Vincens, die aus einer vermögenden Pariser Hugenottenfamilie von Bankiers und Kaufleuten stammte, der Zugang zu politisch einflussreichen Kreisen um Napoleon.

Stapfers Vorgänger in Paris strebten eine Lockerung der 1798 aufgezwungenen Offensiv- und Defensivallianz, eine Zusicherung der schweizerischen Neutralität sowie die Aufsetzung eines von Frankreich lange hinausgezögerten Handelsvertrages an. Einen schwachen, von einer rücksichtslosen Vormacht kontrollierten Vasallenstaat zu vertreten, fiel auch Stapfer nicht leicht. Seine offiziellen Lageberichte wie auch seine private Korrespondenz lassen erkennen, dass er eine heikle Gratwanderung zwischen Autonomie und Unterwerfung beschritt. In zähen Verhandlungen setzte sich Stapfer für ein Verbleiben des Wallis in der Schweiz ein, ebenso für den Fortbestand der neu gegründeten Kantone Aargau und Thurgau und für eine zentralistische Organisation der Helvetischen Republik.

Der 1801 von der französischen Führung in Malmaison aufgesetzte helvetische Verfassungsentwurf war gleichsam ein Vorspiel für die zwei Jahre später von Napoleon aufoktroierte Mediationsverfassung. Eindringlich warnte Stapfer seine politischen Freunde vor inneren Streitigkeiten; doch politische Auseinandersetzungen zwischen Unitariern und Föderalisten verunmöglichten ein geschlossenes Auftreten gegenüber der französischen Macht. Mit dem französischen Truppenabzug im Sommer 1802 wurde die innenpolitische Lage der Schweiz immer desolater. Stapfer musste schliesslich die demütigende Aufgabe übernehmen, die französische Regierung um Vermittlung zu bitten. Eine Consulta setzte die Richtlinien der Mediationsverfassung fest, die zur Enttäuschung Stapfers einen föderativen Staatsaufbau vorsah.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz übernahm er das Präsidium der Liquidationsgeschäfte zur Regelung der helvetischen Staatsschuld, gab diese Aufgabe aber schon im Juni 1803 wieder ab. Da ihm in seinem Heimatkanton Aargau keine politischen Perspektiven offen standen, entschied er sich zur Rückkehr nach Frankreich. Als Privatgelehrter verkehrte er mit der französischen Bildungselite, widmete sich der Erziehung seiner beiden Söhne und setzte sich für evangelische Hilfswerke ein.

Adolf Rohr dokumentiert diesen Ausschnitt aus Stapfers Biografie anhand einer breiten Quellenbasis und führt die Leserin gleich von Beginn weg direkt in die

zeitgenössischen Auseinandersetzungen hinein. Insbesondere die von Stapfer rapportierte dialogische Wiedergabe seiner Unterredungen mit Talleyrand und Napoleon lassen erahnen, wie geschickt Stapfer agierte. Gerade diese Beispiele aber weisen auf das Problem einer nur ansatzweise getätigten Quellenkritik: Wegen der starken Gewichtung der Selbstzeugnisse ist der Blick auf die Politik weitgehend parteiisch. So hätte ein Einbezug der Positionen politischer Gegner wie etwa Ochs oder Laharpe die Standpunkte Stapfers wohl etwas relativiert. Die selbstkritische Rückschau Stapfers ist damit gleichsam ein Korrektiv zu einer vielleicht übermässig positiven Darstellung seiner Person und seiner Positionen.

Die minutiöse Darstellung der politischen Ereignisse ist eine wahre Fundgrube für Forschende, die einen quellennahen Einblick in Detailfragen der Zeit suchen. Die Publikation ist weniger eine Biografie als eine politische Ereignisgeschichte. Rohr schildert darin mit grosser Sachkenntnis die auf Stapfer fokussierte Entwicklung der Helvetik und lässt in Nebensätzen Analysen und Interpretationen einfließen, ohne sie weiter auszuführen. Für eine bessere Einordnung der Selbstzeugnisse wäre beispielsweise eine Erörterung von Stapfers Demokratieverständnis oder eine vertiefte Auseinandersetzung mit unitarischen und föderativen Positionen hilfreich gewesen.

*Yvonne Leimgruber*